

Robert Steiner

Stoneman



PANICO ALPINVERLAG

Robert Steiner

Stoneman



The Nose: Der Nase nach ins Ungewisse

Solobegehung der Nase am El Capitan 2001

Ich war mal ein paar Monate in Kanada. Zum Studieren. So hieß es offiziell. In Wirklichkeit war ich natürlich zum Klettern dort. Aber das bleibt unter uns. Wie alle Kletterer, die das erste Mal in Nordamerika sind, wollte ich unbedingt ins Yosemite. Dass ich es trotz meiner mangelhaften Englischkenntnisse und meinen zum Teil eher spärlichen Studienleistungen zum Studienaustausch nach Vancouver geschafft hatte, war eigentlich schon genug. Dass es aber dann mit dem Valley klappte, war einfach der Bringer.

Ende Dezember 2000 fuhr ich mit drei Jungs aus British Columbia ins Yosemite, um „Zodiac“ zu klettern, eine klassische und steile A3-Tour, wie wir gehört hatten. Okay, kein Problem, sagten wir uns. Leider machten wir so ungefähr alle Fehler, die die Welt je gesehen hat, außer vielleicht Inzest und Vatemord. Wir kletterten langsam, cleanen noch langsamer, und das Hochziehen der Säcke war so ungefähr das Langsamste, was der El Cap je zu Gesicht bekommen hat. Unsere Säcke waren mit unnützem Zeug vollgestopft, beispielsweise einem gameboyartigen Computerspiel, Daunenüberschuhen, einer Flasche Shampoo und einem Lawenpieps. Die Kletterei selbst war ein schreckliches Chaos. Keiner hatte eine Ahnung vom Bigwallklettern, geschweige denn, in welchem Sack seine Sachen waren, wieviel Wasser wir noch übrig hatten und wie man einen Haulbag hochzieht. Zum Essen hievten wir fünfundzwanzig Kilo billig

* *Friedrich Nietzsche: Im Horizont des Unendlichen*

erstandener Ausschussware in Dosen hoch, mit so unsinnigem Inhalt wie „chilli con carne“, das dich den ganzen Tag durstig macht. Alleine an Süßigkeiten hatten wir mehr als zehn Kilogramm dabei: Zeug wie marzipangefüllte Weihnachtsmänner und Schokoeier mit Rum drin. Unter diesen Voraussetzungen konnte man es eigentlich gar nicht schaffen.

Eines Abends, als Kelly und ich auf dem Portaledge saßen, riss eine Schnalle und das Ding brach unter uns zusammen wie ein morsches Scheunendach. Kelly war zwar ins Seil eingebunden, fiel aber ins Doppelportaledge unter uns auf Mark und Ken. Ich schaffte es gerade noch, mich festzuhalten, glücklicherweise, denn meine Selbstsicherung hatte etwa acht Meter Schlappseil. Schon ein komisches Gefühl, zweihundert Meter über dem Boden an nur einer Hand zu hängen. Zum Glück war niemand verletzt. Irgendwann war klar, dass wir zu langsam waren und zu dumm für die Route. Dabei hatte man uns gesagt, „Zodiac“ wäre echt einfach. Trotzdem hatten wir eine Menge Spaß. Zum Beispiel lachten sich die anderen schlapp, als in der ersten Nacht eine Ratte in meinen halbgeöffneten Schlafsack sprang. Ich habe noch nie so geschrien. Nach acht Seillängen gaben wir schließlich auf und alle waren froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir hatten viele wertvolle Erfahrungen gesammelt. Die Neujahrsnacht verbrachten wir auf dem Camp 4. Mitten in der Nacht wachte ich auf.

„Scheiße Mann, was geht ab, was soll der Lärm?“ wunderte ich mich.

„Die feiern Silvester dort drüben“.

Ah, gut, nur Silvester. Ich hatte schon gedacht, ein Bär wäre im Lager.

Die Jungs aus Vancouver fuhren wieder heim, und ich beschloss, die erste Woche an der Uni zu schwänzen und eine Mission an

der Nase zu starten.

Am 2. Januar stieg ich in die Nase ein. Diesmal nahm ich fast nichts mit: 16 Liter Wasser und ein wenig Essen. Ziemlich wenig, wie sich später herausstellte, nämlich pro Tag ein Powerbar, zwei Nudelsuppen à 40 Gramm, eine Dose Thunfisch und eine halbe Schokolade. Ich nahm kein Portaledge und keine Extras mit, um den Haulbag so leicht wie möglich zu machen. Die ersten Seillängen gingen wie im Flug vorbei. Der Fels ist gigantisch, die Sicherungen gut und das Nachziehen des Sacks nicht wirklich schlimm. Beim Klettern sicherte ich mich die ganze Zeit über selbst. Das System ist eigentlich recht einfach: Man bindet das Seilende des Sicherungsseils am Stand fest, legt das Seil in das Grigri ein und schiebt immer soviel Seil durch, wie man zum Klettern braucht. Dabei hängt man die Zwischensicherungen ein. Wenn man fällt, hält das Grigri. Falls das Grigri nicht halten sollte, hat man einen weiteren Knoten als Hintersicherung. Ist man am Stand angekommen, seilt man wieder ab und steigt mit den Jümars am Seil hoch. Im Prinzip steigt man immer hoch, seilt wieder ab und jümart wieder hoch. Natürlich gibt es bei dem System einige Raffinessen, die man meist erst dann lernt, wenn man irgend etwas falsch gemacht hat und sich nichts mehr bewegt.

Gegen Mittag kam ich zum „Sickle Ledge“. Einige Fixseile reichten hinunter bis zum Boden, und ein Typ jümartete gerade hoch. Schon von Ferne rief er: „Hi Man, who are you? I am Jimmy Dunn. I made the first ascent of Cosmos, solo. I made the second ascent of the heart route. I soloed the first new route on El Cap. I...I...“ Jimmy war trotz seines fast übermäßig ausgeprägten Selbstbewußtseins ein super Kerl. Er half mir mit dem Sack und erzählte, dass er mit seiner neuen Freundin am nächsten Tag endgültig einsteigen wolle. Bis jetzt sei er mit

allen seinen Freundinnen die Nase geklettert. Ich fragte ihn, wie oft er schon da war und er zählte lange nach. Das dauerte. Er musste schon eine ganze Menge Freundinnen gehabt haben. Wir mussten ziemlich lachen. Zum Glück war seine Freundin noch außer Hörweite. Ich kletterte weiter und als die Nacht hereinbrach, kam ich zum großen Pendelquergang vor den Stoveleg Cracks. Ein eindrucksvoller Swing. Etwa fünfzehn Meter unter dem Pendelpunkt musst du so weit nach links rennen, wie du nur kannst. Dann rennst du so weit nach rechts wie möglich, immer hin und her. In der Mitte ist eine furchterregende Verschneidung, über die man jedes Mal springen muss. Das war recht merkwürdig im Schein der Stirnlampe. Endlich bekam ich den Riß zu fassen und verklemmte meine Hand. Unglücklicherweise versagte mir gerade da meine Stirnlampe den Dienst und ich hatte große Probleme, den passenden Friend in der Dunkelheit zu finden. Meine Hand wurde immer müder, und fast wäre ich den Swing zurückgeschreddert. In letzter Sekunde setzte ich den passenden Friend und hängte die Trittleiter ein.

In den folgenden Seillängen ging alles schief, was schief gehen kann. Murphys Law umhüllte mich wie eine dichte Wolke. Ich ließ einige Karabiner fallen, unter anderem einen, an dem fünf Klemmkeile hingen. Mein Nachziehseil verfang sich hinter einem alten Bong, der tief in den Stoveleg Cracks saß. Je mehr ich zog, dest mehr fraß sich das Seil fest und letztendlich blieb mir nichts anderes übrig, als das Seil mit dem Hammer abzuschlagen. Mein Sicherungsseil, das ich vom Outdoorclub der Uni in Vancouver ausgeliehen hatte, war nicht gerade neu und als einige Stellen so aufscheuerten, dass der Kern großflächig freilag, mußte ich es auf 35 Meter kürzen. In der Mitte der nächsten Seillänge verlosch plötzlich meine Stirnlampe, obwohl ich eine neue Batterie eingelegt hatte. Auch das Wechseln der Birne

brachte nichts. Im Stockdunkeln stopfte ich alle Friends, die ich hatte, in den Riss und seilte daran ab zum Haulbag um eine neue Batterie zu holen, die natürlich ganz unten im Sack war. Es war das reinste Fiasko. Als ich weiterkletterte, verhängten sich das Sicherungsseil und der Haulbag, und ich mußte zweimal abseilen, um die Seile freizumachen. Es war inzwischen Mitternacht und ich war todmüde. Ich versuchte mich auf den Haulbag zu setzen, um ein wenig auszuruhen. Ich versuchte sogar, auf dem Haulbag zu schlafen, aber da ich kein Auge zubekam, kletterte ich weiter. Gegen zwei Uhr morgens kam ich auf den Dolt Tower. Ich war verzweifelt. Alles ging daneben. Ich war elend langsam, meine Finger taten höllisch weh. So fertig wie ich war, dachte ich daran, aufzugeben.

Als ich auf dem Dolt Tower schlief, hatte ich zunächst schlimme Alpträume von verklemmten Haulbags, endlosen Rissen, nutzlosen Stirnlampen und so weiter. Endlich wurden die Träume besser. Ich träumte, dass ich abgeseilt hatte und mit einer Flasche Cola zum Camp 4 ging, um zu bouldern. Ich hatte keinen Durst mehr und fühlte mich fantastisch. Ein nettes Mädchen war auch da. Ein perfekter Traum.

Die Realität am nächsten Tag sah etwas anders aus. Ich schaffte es fast nicht, aufzustehen. Meine wunden Finger brannten wie verrückt. Ich bekam kaum die Schnürsenkel zu oder den Haulbag auf. Dafür fand ich am Dolt Tower ein 20 Meter langes altes und verblichenes Geländerseil. Hiermit verlängerte ich mein Sicherungsseil zu einer praktikablen Länge. Dann stieg ich weiter, entlang von immer gleichen Rissen. Am Mittag erreichte ich den El Cap Tower, einen komfortablen Biwakplatz, an dem ich mir eine Pause gönnte. Es war richtig heiß. Selbst im Schatten des Haulbag lief mir der Schweiß nur so herunter. Ich zog meine Kleider aus und kletterte den Rest des Tages in der Unter-

hose weiter. Auf dem El Cap Tower schlüpfte ich auch aus dem Gurt und spazierte ein wenig herum. Nicht weit, denn nach vier Metern ist das Band schon zu Ende. Drüben in der „sea of dreams“ entdeckte ich Chongo. Ein verrückter Typ, der 400 Meter über Grund auf einem Portaledge wohnt. Schon mehr als ein Jahr war er da, hatte ich gehört. John „RealAid“ Millar aus Vancouver, der vor zwei Jahren durch das „Meer der Träume“ gekreuzt war, erzählte mir später, daß Chongo schon damals auf seinem Portaledge gegessen ist. Während ich im Yosemite war, sah ich Chongo ein paar mal abseilen und wieder hochjüarn, aber weitergeklettert ist er nicht. Als ich ihn schließlich traf, erzählte er mir, die Achsen seiner Friends seien so verrostet, daß er sie zuerst einmal ölen müsste, wenn er sie benutzen wolle. Die meiste Zeit sitzt Chongo auf seinem Portaledge, macht dubiose Geräusche und schreibt an seinem 800 Seiten starken Buch über Bigwalls. Manchmal seilt er sich auch zu seinem zweiten Lager ab, zwei Seillängen tiefer, wo er alles erforscht, was der Mensch jemals über das Bigwallklettern gedacht hat. So sagt er es zumindest. Chongo ist auch begeisterter Autor von Büchern mit astrophysikalischem Inhalt. Vielleicht steigt irgendwann einmal jemand die „sea of dreams“ hoch und findet ein Portaledge mit ein paar Knochen und ein Buch, und in jenem Buch wird Chongo eine seine Theorien beweisen, nämlich diejenige, dass die einzige eindimensionale Singularität im Universum der dümmliche amerikanische Bigwallkletterer ist. Falls ihr jemals im Valley seid und genug Mut habt, dann steigt an den fixen Seilen hoch und ruht euch auf einem seiner Gartenstühle aus, die er dort oben in der Senkrechten festgebunden hat, und redet mit ihm über die Welt und alle ihre Wunder.

Vom El Cap Tower kletterte ich weiter und kam zur Texas Flake.

Zwischen dieser Schuppe und der Wand muß man durch einen gefürchteten glatten Kamin nach oben. Im Kamin war es erfrischend kühl und ich fühlte mich richtig wohl. Leider scheuerte ich mir dort meine Unterhose durch. Zum Glück nur hinten. Aber ich war froh, als ich dieses Stück zwingender Freikletterei hinter mir hatte. Ich seilte wieder hinunter (wie in jeder Seillänge), jümartete hoch und cleante die Länge (ebenfalls wie in jeder andere Seillänge) und zog den Sack nach (wie in den restlichen 33 Seillängen auch). Soloklettern ist richtige Knochenarbeit.

Meine Beziehung zum Haulbag war zwiespältiger Natur. Meist nannte ich ihn „Frau Müller“. Frau Müller hatte mir eine Wohnung in Freiburg vermietet und sie hatte viel mit dem Haulbag gemeinsam. Sie war genauso fett und von derselben unidentifizierbaren Farbe. Ihre hauptsächliche Beschäftigung bestand darin, Leute zu ärgern. Sie behinderte mich, ärgerte mich wo immer möglich und hielt sich selbst für das wichtigste Ding auf der Welt. Natürlich nannte ich den Haulbag auch „Drecksack“, „Sau“ und „Arschloch“. Genau so, wie ihn eben alle Kletterer nennen. Aber in erster Linie war es eben Frau Müller. Abends, wenn ich im Haulbag Essen, Trinken und einen warmen Schlafsack fand, merkte ich, dass wir uns gar nicht so schlecht verstanden. Frau Müller hatte tief in ihrem fetten Leib auch ein gutes Herz.

Ich übernachtete auf der „Boot Flake“, einem Platz, der für einen erwachsenen Mann gerade groß genug ist. So dachte ich jedenfalls, bevor ich mich hinlegte. Später stellte ich fest, dass meine Füße in der Luft hingen. Ich rückte zurecht, da hing aber mein Kopf in der Luft, und das war eindeutig die schlechtere Position. Die Nacht war grandios, trotz alledem. Millionen von Sternen prangten am Himmel. Ich träumte von all den hübschen Mädchen, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und

die ich nie angesprochen hatte, weil ich kein Geld habe und dämmlich grinse, so wie die meisten Kletterer. Aber wenn ich sie angesprochen hätte und sie tatsächlich mit mir geredet hätten, hätte ich sie unter Umständen nicht besonders lange für hübsche Mädchen gehalten. Das Leben als Ästhet ist manchmal wirklich kompliziert. Da dachte ich lieber über das kühle Bier nach, das es im Frankenjura gibt - und über das gute Essen.

Am morgen kaute ich ein kaltes Powerbar, dann seilte ich mich zum „King Swing“ ab. Ein verblüffender Swing. Du pendelst hin und her wie ein Kranker. Das ganze Klettergeraffel am Gurt klimpert und klappert, als ob es ein Erdbeben in einem Bergsportladen gäbe. Nachdem ich den ersten Haken, einen wackligen Gesellen, eingehängt hatte, seilte ich weitere zehn Meter ab und schwang erneut so lange nach links und rechts, bis ich den Riss erwischte und zum Stand hochkletterte. Die Zeit verging wie im Flug. Weil manche der Seillängen ziemlich lang waren, musste ich Sicherungsseil und Nachziehseil zusammenbinden, um überhaupt 50 Meter klettern zu können. Ein langer Quergang führt zu einem bekannten Biwakplatz namens „Camp four“. An einem Zacken unterhalb des Querganges verhängte sich Frau Müller. Es kostete mich viel Mühe, sie wieder von dort loszubekommen. In der Seillänge unter dem „Great Roof“, dem berühmten Dach, verlor ich einen Freund und hatte eigentlich keine Ahnung, warum. Ich weiß nur, dass ich ihn in der Hand hatte. Das nächste, an das ich mich erinnern kann, ist, dass er hinuntersegelte und immer kleiner wurde. Was du am El Cap fallen lässt, ist für immer weg.

Das „Great Roof“ bot schöne und einfache technische Kletterei. Es gibt viel fixes Material, mehr als in allen anderen Seillängen zusammen, und der Quergang ist schön luftig. Ich konnte mir absolut nicht vorstellen, wie Lynn Hill diese Länge frei hin-

gebracht hat. Der Riss war gerade mal so breit wie ein normaler Haken. Kennst du jemanden, der Finger so schmal wie ein Haken hat? Ich weiß jemanden, und das ist Lynn Hill.

Die Nacht brach herein, während ich das große Dach meisterte, und ich schaffte noch zwei weitere Seillängen in der Dunkelheit bis zum Camp 5. Für die Pancake Flake war mir das Mondlicht zu schwach, und ich wollte eine Batterie für die Stirnlampe herausholen. An einem Hängestand den Haulbag aufzumachen und etwas von unten hervorzuholen ist fürchterlich. Alles darüber muss man am Stand einklinken und festmachen, sonst fällt es runter und ist weg. Damals wusste ich auch noch nicht, dass es solche Dinge wie Materialtaschen gibt. Ich hatte einfach alles wahllos in den Haulbag gekippt, so dass es drinnen aussah wie bei einer Glücksziehung. Meine Fleecejacke schlang ich um die Schultern, weil ich gerade keinen freien Karabiner hatte. Nachdem ich die Batterie gefunden und alles andere wieder im Haulbag verstaut hatte, kletterte ich weiter. In der Mitte der Seillänge, an einem alten fixen Friend hängend, der nach den frühen Achtzigern aussah, erinnerte ich mich an die Fleecejacke auf meinen Schultern. Nun, dort war sie natürlich nicht mehr, und auch im Haulbag war sie nicht. Ich musste einsehen, dass ich sie verloren hatte. Ich wurde wütend. Es war eine hübsche blaue Fleecejacke, selbst genäht und mit viel Liebe gemacht. In der Tasche hatte sich mein Löffel befunden und schlimmer noch, die Routenbeschreibung. Jetzt musste ich mich auf mein Gedächtnis verlassen, um zu wissen, wo es langging. Wenn man sich auf eines in der Welt nicht verlassen sollte, dann auf mein Gedächtnis. Das alles war zuviel, ich war richtig sauer. Wäre ein Seilpartner bei mir gewesen, hätte ich wahrscheinlich meinen Ärger an ihm ausgelassen, ihn als langsam und unfähig bezeichnet, als Vieltrinker und überhaupt, als nutzlosen und schlechten

Charakter. Gott sei gedankt, dass ich alleine war. Das einzige, was mir übrigblieb, war Frau Müller für all das zu bestrafen, aber es machte ihr offensichtlich nicht viel aus, dass ich sie mit den Füßen malträtierte und mir schmerzende Zehen holte. Sie schien es sogar zu genießen, wie ich meine Energie mit einem Haulbag vergeudete und mir dabei wehtat.

Um zehn Uhr abends erreichte ich Camp 5. Der letzte Zug besteht aus einem Mantle auf einer Terrasse. Ich setzte an, wollte durchdrücken, aber inmitten der Bewegung verding sich etwas, wahrscheinlich eine Leiter oder eine Schlinge, und ich kam nicht weiter. Der Ellbogen war schon auf der Terrasse, und ich wusste dass ich nicht zurückkonnte, weil ich in der Dunkelheit den Tritt nicht wiederfinden würde, den ich dringend brauchte. Ich war nahe daran, zu stürzen, als ich es endlich schaffte, mit den Füßen etwas zu finden. Und das alles in Turnschuhen. Schließlich schaffte ich es auf die Terrasse, seilte zurück, jümmerte wieder hinauf und zog Frau Müller hoch.

Camp 5 stinkt, und zwar nicht wenig. Die Leute haben alles vollgeschissen, und hinter einer großen Schuppe stehen fünfzehn Liter Pisse und Scheiße in Plastikflaschen. Ich habe es in einer Art perverser Neugier nachgezählt. In einem Klärbecken das Freischwimmerabzeichen zu machen konnte auch nicht schlimmer sein als hier zu übernachten. In der Nacht musste ich mich zweimal übergeben. Zum Glück hatte ich nicht viel im Magen und der Biwakplatz wurde nicht schlimmer, als er schon war. Jetzt verstand ich, warum manche statt „El Cap“ „El Crap“ sagen. „Crap“ ist englisch und heißt soviel wie Scheiße.

Der nächste Tag sah einen müden Recken auf dem Weg zum Camp 6. Camp 6 stinkt ungefähr genau so wie Camp 5, und ist am schönsten, wenn man es wieder verläßt. Die „Changing Corners“ bieten nette Kletterei an kleinen Klemmkeilen. Tech-

nische Kletterei, wohlgemerkt. Auch hier braucht man mikroskopische Finger, wenn man frei klettern will, glaube ich. Ich verlor wieder einen Friend, nun schon den dritten, und fast alle in der gleichen Größe. Die Folge war, dass die Friends nicht immer optimal saßen. Manchmal konnte ich für zehn oder fünfzehn Meter keine Sicherung zurücklassen. Frau Müller war schlanker geworden, denn das Wasser war nun beinahe alle. Sie ließ sich willig hinterherziehen und es gab keinen Grund mehr, sie zu hassen, außer das es schon fast Tradition war. Natürlich war von Heirat noch nicht die Rede.

Ich schaffte es nicht mehr, irgend etwas frei zu klettern. In der Tat hatte ich meine Turnschuhe nur für eine Seillänge in der ganzen Route ausgezogen, also fast alles technisch geklettert. Auch in der vorletzten Seillänge schummelte ich mich über einige Meter zwingender Freikletterei mit Hilfe von Skyhooks hinweg. Es war wieder zehn Uhr abends, der vierte Tag in der Nase. Der Vollmond stand über der Sierra Nevada und beschien die ganze Nase. Die letzte Seillänge besteht aus einer Bohrhakenleiter über einen Überhang. Die Bohrhaken waren funkelneue und ich hängte die ganze Seillänge über die Haken unter mir gleich wieder aus, um keine Arbeit beim Cleanen zu haben. Ich hinterließ keine einzige Zwischensicherung. Trotzdem bewegte ich mich unendlich langsam. Ich war müde, hatte genug vom Klettern, genug davon, Sicherungen zu legen, Karabiner zu klinken, das Seil durch das Grigri zu ziehen, den Haulbag hochzuziehen. Ich roch ziemlich schlecht, mir war übel vom eigenen Mundgeruch. Es war Zeit, auszusteigen. Das Gefühl, als plötzlich alles flach wurde und Bäume auftauchten, war grandios. Ich kraxelte noch ein wenig weiter bis ich stehen konnte, dann zog ich mir den Gurt aus und suchte den nächsten Busch, mit besonderer Absicht. Ich hatte nämlich mit

den Jungs aus Vancouver gewettet, daß ich keine sogenannte „poop tube“, ein Rohr zum Aufbewahren der Fäkalien, brauchen würde, weil ich nur alle vier Tage aufs Klo muss, wenn ich klettere. Die Wette hatte ich gewonnen. Jetzt war aber der Abend des vierten Tages und Großes stand bevor, im wahrsten Sinne des Wortes. Es wäre ein Bild wert gewesen. Damit hätte man beim Diavortrag während der Alpenvereinssektionssitzung gut Eindruck machen können. Welche Befreiung jedenfalls! Es war übrigens einer der schönsten Momente in der ganzen Tour, als ich derart erleichtert wurde.

Das einzige Manko beim Erreichen des Gipfels ist – wenn man solo unterwegs ist – dass man wieder zurück muss, um den Haulbag freizumachen. Nochmals runter müssen, wenn man schon oben ist – was für ein Unsinn. Im Prinzip sollte man alles hängen lassen und heimlaufen. Aber dieses Mal belohnte mich das Abseilen. Unter mir lagen 34 Seillängen im Licht des Mondes. Ich konnte fast die ganze Route einsehen. Alles lag hinter mir, ich hatte alles geschafft, ganz auf mich alleine gestellt. Die Ausgesetztheit war enorm, denn die Route ist am Abschlussdach stark überhängend. Ich befreite Frau Müller und sie schwang hinaus ins Freie. Dann klippte ich mich selbst in die Jümars und machte mich ans Hinausschwingen. Aber kurz vor dem Loslassen wurde mir klar, dass ich ja beim Hinausschwingen in Frau Müller krachen würde, die da draußen unter dem Überhang baumelte. Der Zusammenstoß war weniger spektakulär als befürchtet und ich jümartete hoch. Oben schleifte ich Frau Müller zu einem Baum, fand ein ebenes Plätzchen und schief ein, trotz des schlimmen Durstes. Es war sehr warm, dafür dass es Januar war. Mitternacht war vorbei. Meine Seile hingen noch über den Überhang hinunter, im Falle, daß ein hungriger Bär kam und ich fliehen musste. Aber kein Bär hätte jemals an so

etwas gedacht, so wie ich stank.

Der Abstieg am folgenden Tag war mörderisch. Ich stieg bis zum Gipfel des El Cap und folgte Spuren im Schnee. Es war herrlich hier oben. Sonnenstrahlen tanzten in tiefer Stille zwischen den alten Bäumen. Doch das Laufen mit der fetten Frau Müller auf dem Rücken war knallharte Arbeit. Der Schnee war tief und meine Socken wurden bald sehr nass. Ich wurde immer langsamer. Auf einmal waren da Bärenspuren im Schnee. Riesige Abdrücke. Ich hatte mir Schwarzbären immer als niedliche kleine Tiere vorgestellt, die schnell wegrennen, wenn sie einen Mensch sehen. Die großen Abdrücke stimmten mich da kritischer. Mit beiden Füßen konnte ich in einen der Abdrücke stehen. Und die Spuren waren ohne Zweifel frisch. Au weh, da wollte ich schnell weg. Nur musste ich erst einmal Frau Müller wieder auf meine Schultern bringen. Mache niemals den gleichen Fehler und stelle einen Haulbag in den Schnee. Es war richtig kompliziert, ihn wieder hochzubekommen. Bei meinem ersten Versuch verlor ich die Balance und fiel kopfüber in den Schnee. Die fette Frau Müller gab mir dabei einen besonderen Impuls nach vorne und mein Kopf wurde ein gutes Stück in den Schnee gerammt. Es war lustig, den Abdruck meines Kopfes neben den Abdrücken der Bärenpfoten zu sehen. Was Bären wohl über so etwas denken?

Der Marsch nahm kein Ende. Er führte durch Wiesen und Wälder und immer höher statt tiefer. Das war beunruhigend. Nach Stunden konnte ich in ein Tal blicken und viele Hundert Meter tiefer sah ich Autos. Der Pfad verlor sich mehr und mehr und verschwand schließlich unter einem großen Erdrutsch. Es war später Nachmittag und mir blieb nichts anderes übrig, als über den Erdrutsch abzusteigen. Das brauchte Zeit und war gefährlich mit Frau Müller auf dem Buckel. Mein kaputtes Sprungge-

lenk schmerzte fürchterlich. Endlich erreichte ich die Straße, nachdem ich dreißig Kilometer einen Weg verfolgt hatte, der, wie sich später herausstellte, falscher nicht sein hätte können. Ich streckte den Daumen raus. Nachdem ein Auto hielt, sagte ich dem Fahrer, wo ich hinwollte und dass er sich auf einen scharfen Geruch gefasst machen sollte. Ich glaube er hat es bereit, zu beteuern, so etwas mache ihm nichts aus. Nach ein paar Kilometern tauchte der El Cap auf. Mein ganzer Körper schmerzte, der Puls pochte in den durchgewetzten Fingern. Frau Müller lachte wahrscheinlich darüber. Ich war durstig. Was waren meine kümmerlichen 24 Jahre auch gegen den 100 Millionen Jahre alten Granit! Für den war ich ja nichts weiter als ein verirrter Bazillus. Als ich aus dem Valley heraustrampte, konnte ich die Augen nicht vom El Cap lassen. Dann verschwand er hinter einer Kurve. Aber es tat gut zu wissen, dass er trotzdem noch da war und immer da sein würde.

Die Rückfahrt nach Vancouver gehörte zum Gefährlichsten der ganzen Reise. Ich fuhr mit dem Greyhound. Man hatte mir gesagt, dass die Busstationen in den übelsten Teilen der Städte sind und dass neben einer Menge ehrlicher Leute auch ein Haufen seltsamer Gestalten mit den Bussen fährt. Auf das war ich alles eingestellt. Aber dass ich fünfzehn Stunden neben einem heroinabhängigen Mann sitzen musste, der offensichtlich nicht ganz zurechnungsfähig damit hatte ich nicht gerechnet. Ich war froh, als ich wieder in Vancouver aus dem Bus stieg und Frau Müller über die Schulter warf. Ich wohnte damals in einem Burschenschaftshaus, und zwar einem der schlechten Sorte. Es war ein abgewrackter Schuppen. Man bekam schon eine Krankheit, wenn man nur die Türe aufmachte. Dafür war es echt billig. Als ich zur Eingangshalle hineinstolperte, kamen mir ein paar

der Jungs mit Bierflaschen und einem großen Trichter entgegen. Damit spielten sie ihr Lieblingsspiel. Einer kriegt den Trichter in den Mund und die anderen dürfen oben reinschütten, was sie wollen.

„Hey, wo kommst du her?“ fragten sie.

„Von Kalifornien. Yosemite.“

„Cool Mann, Yosemite. Was macht man da so? Mädels? Ficken? Alk? Gras?“

„Hmm, eigentlich nur Klettern“.

„Was? Klettern? Hier war’s jedenfalls richtig gut“

Ich musste anscheinend echt was verpasst haben. Dann nahm ich mir einen Teller Suppe und hörte den Berichten der anderen zu. Keiner fragte mehr nach dem El Cap. Man muss nicht alles teilen können.

Biwaks: Harte Nächte auf kalten Felsen

*Je härter der Sport, desto karger die Unterkunft**

Wenn es nach Lance Armstrong geht, dann ist das Bergsteigen so ungefähr der härteste Sport auf der Welt. Bergsteiger beklagen sich, im Gegensatz zu Profiradsportlern, nie über schlechte Hotels. Sie wären sogar froh: Alles, nur kein Biwak! Ich möchte nicht behaupten, dass man beim Bergsteigen auch nur annähernd das leisten muss, was ein Fahrer der Tour de France an einem Tag hinter sich bringt. Trotzdem wäre es interessant zu wissen, was ein Radfahrer sagen würde, wenn der Manager nach der Tagesetappe zu ihm kommt und erklärt: „Sorry, heute

haben wir leider kein Hotel für dich, du musst biwakieren“. Wahrscheinlich würde er die Schilderung eines Biwaks als eine Ansammlung von grausamen Ideen aus einer Anleitung namens „Foltern leicht gemacht“ auffassen.

Nun zum Kochrezept. Was braucht man, um ein Biwak zu bauen? Die wesentlichen Bestandteile sind Kälte und Durst. Auch Hunger kann dazugehören. Nicht fehlen dürfen Schlaflosigkeit und Ungemütlichkeit. Letztere lässt sich einfach herstellen. Sitzbiwaks sind die Regel. Natürlich auf einem abschüssigen, nassen Felsbalkon. Stehbiwaks sind hart. Am härtesten ist es, wenn man nicht einmal stehen kann, sondern im Seil hängt. Das Ganze würzen wir mit einem Schuss kaltem Wind, ein paar Bröseln Stein- oder Eisschlag, wahlweise auch Regen oder Schnee. Eine ganze Nacht lang stehen oder sitzen lassen. Bitte kalt servieren. Fertig ist das Biwak.

Als ich noch jünger war und noch nie biwakiert hatte, dachte ich, ein Biwak sei romantisch, gemütlich und spannend zugleich. Keines dieser drei Attribute stellte sich als richtig heraus. Romantisch war noch überhaupt kein Biwak. Jedenfalls finde ich es nicht romantisch, neben stinkenden Männern zu sitzen, Müsliriegel zu kauen und übelriechendes Schneewasser zu trinken. Da hilft auch kein Sonnenuntergang und kein glitzernder Schnee. Fast keines meiner Biwaks war gemütlich. Was ist schon gemütlich daran, wenn man auf einem harten Stein sitzt und Durst hat? Auch spannend war keines der Biwaks. Es gibt ja auch kaum etwas langweiligeres, als die ganze Nacht ohne ein Auge schließen zu können, zu warten, dass die Zeit herumgeht.

Um es kurz zu machen, Biwakieren ist die Kunst, eine Nacht vorbeizubringen, um die man nicht auf andere Weise herum kann. Ob man es glauben will oder nicht, die deutsche Sprache

hält für so etwas wie ein Biwak eine etymologische Definition bereit: Das Wort Biwak kommt von „biwachte“ bzw. „bijwacht“, was nichts anderes als „Beiwacht“ bedeutet und aus dem militärischen Bereich kommt. Bei den militärischen Verteidigungsanlagen gab es Hauptwachen, d.h. feste Häuser oder Gebäude, und Beiwachen, die aus Zelten oder einfachen Lagern im Freien bestanden. Erst mit der Zeit wurde aus dem militärischen Wort für das Wachhalten ohne festes Dach über dem Kopf ein Begriff des Sports. Freilich gilt nicht jede Nacht unter freiem Himmel unter den Kletterern als Biwak, sondern nur solche, die wirklich unangenehm waren. Das Übernachten auf einem Portaledge zum Beispiel ist, sofern man seinen Schlafsack nicht fallengelassen hat und das Wetter gut ist, viel angenehmer als eine Nacht auf dem Campingplatz mit schreienden Kindern, schnarchenden Rentnern und liebestollen Jugendlichen. Auch andersherum können Nächte im Zelt durchaus zur Kategorie „Biwak“ dazugehören. Eine meiner kältesten Nächte verbrachte ich in einem Zelt als Teilnehmer einer Jugendleiterausbildung beim Deutschen Alpenverein. Wir wollten auf dem Gletscher zelten und stiegen unter der Obhut unseres Leiters zum Tour-Gletscher unterhalb der Aiguille du Tour auf. Ich hatte schon auf der Anfahrt bemerkt, dass ich meine Isomatte vergessen hatte, getraute mich aber nicht, etwas zu sagen, weil ich fürchtete, die Gruppe aufzuhalten und in Ungnade zu fallen. Die Probleme, die damit verbunden sind, eine Isomatte nicht zu besitzen, wurden mir erst am Abend klar, als wir es uns in den Zelten bequem machten. Meine zwei Zeltkameraden waren schon nach wenigen Minuten ins Reich der Träume gewechselt und schnarchten nun friedvoll vor sich hin, während ich von Sekunde zu Sekunde die Kälte des Gletscher von unten in meinen Körper kriechen spürte. Ich legte die Seile, den Rucksack

und die Schuhe als Isolation zwischen den Körper und das Eis, aber das half nur wenig. Ich brachte kein Auge zu vor Kälte. Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Als ich am Morgen aufstand, war ich so fertig, als ob ich die ganze Nacht, während die anderen schliefen, in einem Steinbruch gearbeitet hätte. Ich kam der Gruppe kaum hinterher, hustete ununterbrochen und hatte das Gefühl, bald schwer krank werden zu müssen. Nicht gerade beruhigend war die Aussicht, noch eine zweite Nacht auf diese Art und Weise verbringen zu müssen. Auch diese überstand ich, ohne dem Leiter zu sagen, dass ich keine Isomatte hatte. Es fühlte sich an, als ob mein Rücken nie wieder auftauen würde. Als wir die Zelte abbauten, fiel allen auf, dass unter dem Platz, auf dem ich gelegen hatte, eine große Kuhle entstanden war, die ich in den vergangenen zwei Nächten mit meiner Körperwärme hineingeschmolzen hatte. Später an diesem Tag fragte ein anderer Teilnehmer den Leiter bei einem Gespräch über dessen reiche Bergerfahrung „wie sich denn ein Biwak anfühlt“. Der Leiter zeigte auf mich und sagte: „Frag den da, der hat gerade zwei davon hinter sich!“.

Am grauenvollsten von allen meinem Biwaks waren diejenigen, die ich nach einem Sturz schwer verletzt in der winterlichen Nordwand der Grandes Jorasses verbringen musste, während ich auf Hilfe wartete, während ich wusste, dass ich vielleicht sterben musste. Über diese Biwaks möchte und kann ich nicht mehr erzählen, als ich es in meinem Buch „Selig, wer in Träumen stirbt“ getan habe. Der Titel des Buches steht bezeichnend für die beiden Nächte irgendwo zwischen Agonie und Aufgabe, Hoffnung und Realität, Wahn, Jetzt und Tod. Damals dachte ich, dass es mit mir vorbei ist. Meine Kraft war zu Ende, meine Heere vernichtet, mein Stab gebrochen, die Klängen zersplittert

und ich musste die Waffen strecken. Ich hatte mein Leben abgegeben in andere Hände und ich habe überlebt. Die Worte zerbrechen mir heute dabei, wenn ich ausdrücken will, was passiert ist. Deswegen halte ich es mit Ludwig Wittgensteins bekanntestem Satz, der sagt, dass man über das Schweigen müsse, über das nicht mehr gesprochen werden kann.

Eine ähnliche, glücklicherweise nicht ganz so dramatische Erfahrung machte ich an der Aiguille du Triolet. Dazu muss ich allerdings ein paar der Vorbedingungen schildern. Ich war zwanzig und gerade mit dem Zug nach Chamonix gekommen. Als ich vom Bahnhof über die Strasse lief, hielt zufällig ein Auto. Da saßen zwei mir bekannte grinsende deutsche Bergsteiger drin, Falk und Matthias.

„Hey Alter, was läuft?“ fragten sie mich.

„Kein Plan. Bin gerade erst angekommen“. Die beiden grinsen wieder. „Kommst du mit ins Argentierebecken, zur Petite Viking?“ Sie wissen, wie man mich locken kann.

„Jetzt sofort?“

„Klar Mann.“

„Okay, ich mache mit. Wie wird das Wetter?“

„Wahrscheinlich gut“

„Amtlich, ich bin dabei!“

So brachen wir zu dritt von der Argentiere-Hütte auf. Das Wetter hätte besser nicht sein können. Auf „Petite Viking“ hatte ich allerdings gar keine Lust. Was sollte ich in einer langweiligen Eisrinne mit eingerichteten Ständen, wo mir zwei Vorsteiger Eisbrocken auf den Kopf warfen? Die benachbarte Nordwand der Triolet fand ich viel schöner. Eine echte Nordwand. Steiles Eis, anstrengend und vor allem viel Ambiente. Deswegen sagte ich

in einer Pause zu meinen Kameraden:

„Ich gehe nicht mit zu Petite Viking. Ich mache die Triolet solo.“

„Hey Alter, mach' keinen Scheiß, komm mit uns. Wenn du alleine gehst hast du kein Seil.“

„Wozu brauche ich denn ein Seil, wenn ich alleine bin?“

Um acht Uhr morgens war ich am Bergschrund angelangt. Hier deponierte ich die Ski. Nach mehrmaligem nervösen Herumstochern in einer weichen Schneebrücke gab ich mir einen Ruck und überwand den Schrund, ohne darin zu verschwinden. Spätestens hier hätte ich ein Seil brauchen können. Dann stand ich in der Wand. Es konnte losgehen. Die Nordwand der Triolet besteht aus einem Eishang von etwa 50 oder 60 Grad mit mehreren Eisabbrüchen. Die Seracs sind wirklich groß und beeindruckend, besonders wenn man direkt unterhalb von ihnen klettert. Nach einer Stunde im steilen Eishang kam ich an einem Steilaufschwung von etwa 80 Grad an. Das war neben den Seracs. Ich überkletterte ihn direkt, wohl bewusst, dass diese Stelle ohne Seil nur mit erheblichen Schwierigkeiten wieder abzuklettern war. Zum Rückweg hatte ich mir folgendes gedacht: Ich wollte, einmal oben auf dem Gipfelgrat angekommen, hinüber queren zum Col zwischen den Triolet und den Courtes. Von dort konnte man über einen etwa 40 Grad steilen Eishang abklettern. Problematisch konnten unter Umständen die Bergschründe am Fuß des Hanges werden. Aber das würde man ja sehen.

Nach etwa zwei Stunden war ich im oberen Wanddrittel. Zwischen den Eisbrüchen zur Linken und der Felswand gab es eine herrliche Eisrinne von etwa 60 bis 70 Grad Steilheit. Der Weg nach oben war frei. Etwas Sorgen machte mir das Wetter. Dichte Zirren waren aufgezogen, und nun zogen auch Wolken von

Italien herüber. Der Himmel dichtete sich rasant ab. Als ich nach zweieinhalb Stunden am Gipfelgrat anlangte, blies mir ein eisiger Wind ins Gesicht. Das Wetter hatte völlig zugemacht. Ich versuchte, den Grat zu queren, aber der Wind und die sich schnell verschlechternde Sicht machten mir so zu schaffen, dass ich den Versuch abbrechen musste. Zurück durch die Wand war nun ebenfalls ausgeschlossen, denn der Nebel senkte sich schon über die Wand herunter und mittlerweile fiel der erste Schnee. Was hatten die anderen gesagt? Das Wetter sollte gut bleiben? Jetzt saß ich in der Falle. Der geplante Abstieg ging nicht, die Wand zurück auch nicht. Wo sollte ich sonst hin? Weil es noch nicht Mittag war, grub ich mir mit den Eisbeilen eine Höhle in der Wechte am Grat. Dort saß ich zwei Stunden. Ich froh zunehmend. Mehrmals versuchte ich meine Gedanken zu sammeln, um herauszufinden, wie es nun weitergehen sollte. Zu trinken hatte ich nichts mehr. Mit dem Essen war es auch nicht mehr weit her. Ein paar Nüsse noch. Kocher hatte ich keinen dabei. Auch keine Reservekleider. Ebenfalls keinen Biwaksack, keine Daunenweste, keine Karte. Auch keinen Rettungsfunk. Mein Rucksack war im Prinzip leer, eigentlich hätte ich ihn gar nicht mitnehmen brauchen. Jetzt wurde mir langsam klar, wie es aussah: Es war der zweite Januar, ich war auf knapp 4000 Meter Höhe und stand im Sturm, so schlecht ausgerüstet wie man es eigentlich nur sein kann. Eine Nacht dort oben in der Wechte würde ich wahrscheinlich nicht aushalten. Ich musste nach unten. Egal wie. Aus irgendeinem Grunde, der mir bis heute nicht ganz klar ist, richtete ich meine Schritte in eine völlig unbekannte Richtung, nämlich derjenigen, aus der der Wind kam. Wie es dort hinunterging, konnte ich freilich nicht sehen. Dort war nur Nebel, Schnee und Wind. Was war, wenn die Wand plötzlich abbrach? Wenn es nicht mehr weiterging?

Ohne Seil war alles sehr riskant. Meine Entscheidung war völlig sinnlos. Es war ein reines Lotteriespiel. In diesem Fall Russisch-Roulette: Wenn du die falsche Kugel ziehst, dann bist du tot: Man darf nicht einfach so irgendwo absteigen, ohne zu wissen, wo man war, mitten im Sturm! Ich sah vor mir schon die steilen Felsen und wie sie plötzlich in Überhängen endeten. Bis zum vierten oder fünften Grad konnte ich in den herrschenden Verhältnissen vielleicht abklettern, aber mehr mit Sicherheit nicht. Wenn es dann nicht mehr weiterging, dann war das Ende da. Dann war ich tot. Mit dem Mut des Verzweifelten begann ich den Abstieg. Zuerst kletterte ich eine Rinne ab, etwa 50 Grad steil. Dann durch verschneite Felsen im dritten Grad. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war. Der Wind blies fürchterlich. Meine Augenlider froren immer wieder zusammen, ich musste das Eis mit den Handschuhen entfernen. Aus dieser Lage konnte mir nur noch Gott helfen, mein Verstand war schon lang am Ende. Ich war nicht besonders aufgeregt, hatte sozusagen kühles Blut, aber das half mir in dieser Situation auch nicht viel weiter. Es wurde Abend. Heftiger Schneefall hatte eingesetzt. Der Wind wurde etwas schwächer, blies aber immer noch stark. Die Sicht war fast null. Ich war froh, als die Felsen ein Ende nahmen und ich einen steilen Schneeang erreichte. Über diesen stieg ich ab bis die Nacht einfiel. Im Schneetreiben beschloss ich, dass es nun nicht mehr weitergehen konnte. Mit den Eisgeräten grub ich mir eine Höhle in den Schneeang. Ich war nach mehr als zwölf Stunden Nonstop-Aktion reichlich geliefert. Das Graben des Schneeloches kostete mich den Rest. Ich war zudem von oben bis unten voll mit neuem Pulverschnee. Zu diesem Zeitpunkt war mir noch einigermassen warm. Aber das änderte sich schon bald, nachdem ich in die Höhle gekrochen war und mich auf meinem Rucksack zusammenkauerte. Meine Kleider waren